

Nr. 14. Illustrirte Unterhaltungsbeilage. 1895.

Der Schnelldampfer „Fürst Bismarck“.

Die moderne Schiffsbautechnik hat eine Höhe der Vollkommenheit erreicht, von der man sich noch vor wenigen Jahrzehnten nichts träumen ließ und welche ein Ueberbieten nahezu ausschließt. Beweise dafür sind die großen, neuen Schnelldampfer der „Hamburg-Amerikanischen Packetfahrt-Aktien-Gesellschaft“, von denen der stolze „Fürst Bismarck“ mit Recht das größte und schnellste Schiff unter deutscher Flagge genannt zu werden verdient. Zur Erhärtung dieser Behauptung diene die Thatsache, daß der „Fürst Bismarck“ die schnellste Reise gemacht hat, welche je zwischen Southampton und New-York zurückgelegt worden ist; er vollbrachte die Fahrt in 6 Tagen, 11 Stunden und 44 Minuten! Dieser Rekord dürfte so leicht nicht zu schlagen sein.

Und wenn schon die Thatsache, daß es ein Schiff einer deutschen Gesellschaft gewesen ist, welches diesen staunenswerthen Rekord geschaffen, geeignet ist, uns mit stolzer Genugthuung zu erfüllen, so noch mehr der Umstand, daß das Schiff auf einer deutschen Werft („Vulcan“ bei Stettin) erbaut worden ist. Das ist ein Triumph der deutschen Industrie, die auch auf diesem Gebiete nunmehr ihrem noch vor kurzer Zeit für unerreichbar gegoltenen Vorbilde, der englischen Schiffsbaukunst, erfolgreich Konkurrenz bietet.

Man hat diese Schnelldampfer nicht mit Unrecht „schwimmende Paläste“ genannt. Und in der That wenn je für ein Schiff, so besteht für den „Fürst Bismarck“ diese Bezeichnung zu Recht. Verschwenderische Prachtentfaltung, gepaart mit einem vornehmen Geschmack, zeichnet die Säle und Salons dieses Schiffsgiganten aus, zweckmäßige Eintheilung des Raumes seine Kabinen und denkbar größeste Sorgfalt seine technischen und maschinellen Einrichtungen. Millionen allein sind aufgewandt worden, um dieses prachtvolle Schiff nach menschlichem Ermessen unsinkbar zu machen, zu welchem Zwecke es in zwölf wasserdichte Abtheilungen getheilt worden ist und einen doppelten Boden mit wasserdichten Kammern erhalten hat.

Diesen schwimmenden Palast nun hatte die Gesellschaft für ihre diesjährige Vergnügungsreise nach dem Mittelmeere und dem Orient in Dienst gestellt, nachdem die gleichen Reisen in den Vorjahren so großen Anklang gefunden und unvergeßliche Erinnerungen bei allen Theilnehmern hinterlassen haben. Man darf der Gesellschaft für das Unternehmen dieser Reisen aufrichtig dankbar sein; diese Fahrten nach den herrlichsten Landstrichen Europa's, nach den märchenschönen Mittelmeergestaden, nach der Wiege der Menschheit, dem sagenhaften Orient, nach den von heiligen Traditionen umwobenen Stätten des „gelobten“ Landes, bieten eine so überwältigende Fülle des historisch und landschaftlich Interessanten, so reiner und ungetrübter Genüsse, daß ein jeder der Theilnehmer von den Erinnerungen daran sein Leben hindurch zehrt.

Die Fahrt begann für die europäischen Theilnehmer in Genua am 18. Februar Morgens, wohin sich dieselben am 14. Februar von Berlin aus mittels Extrazuges begaben; sie endete in Hamburg am 8. März. Die Route war folgende: Genua, Ajaccio-Corsica, Alexandrien (Cairo), Jaffa (Jerusalem), Smyrna, Constantinopel, Athen, Corfu, Malta, Syrakus, Palermo, Neapel, Algier, Southampton, Hamburg. Von diesen Hafenplätzen aus aber ist den Reisenden reichlich Gelegenheit gegeben, Excursionen in das Innere der betreffenden Länder zu unternehmen. Die Veranstaltung derselben unter sachgemäßer Führung übernahm das weltbekannte Reisebureau der Firma Thos. Cook und Son, welches hierfür ein ständiges Filialbureau an Bord des „Fürst Bismarck“ errichtet hat. Die Kosten für diese etwaigen Extratouren zu Lande sind aber nicht in dem von der Packetfahrt erhobenen Passagepreis, der sich nur auf die Dampferfahrt beschränkt, enthalten.

Und dieser Passagepreis? Wie hoch ist er? Nun, er ist zwar nicht für die Verhältnisse der misera contribuens plebs berechnet, aber keineswegs nur Höchstbesteuerten erschwinglich. Derselbe variirt zwischen 3000 und 2000 Mark, je nach der Lage und Ausstattung der Kabinen, die für je zwei Personen berechnet sind. Wenn drei sich gleichzeitig anmeldende Personen berechnet sind mit einer Kammer vorlieb zu nehmen wünschen, so ermäßigt sich der Preis um 150 Mark pro Person. In den Passagepreis einbegriffen ist eine vollständige, einem Hôtel ersten Ranges entsprechende Beköstigung der Passagiere, solange dieselben sich auf dem Schiffe befinden. Rechnet man nun den Minimalpassagepreis für eine einzelne Person mit 2000 Mark, so dürfte dieselbe für die ganze Reise mit den entsprechenden Landexkursionen mit 3000 Mark sehr wohl auskommen können. Man braucht aber die Reise keineswegs in ihrem ganzen Umfange mitzumachen, sondern kann auch

Der Schnelldampfer „Fürst Bismarck“.

nur die eine oder die andere Theilstrecke wählen, für welche die Preise natürlich entsprechend verringert sind. So z. B. kostet die Strecke Genua-Alexandria 600 Mark, Genua-Constantinopel 1100 Mark, Genua-Algier 1800 Mark Alexandria-Hamburg 1500 Mark u. s. w.

Mit dem Stapellauf des Dampfers „Bismarck" hat mit einem Mal die deutsche Nation auch in ihrer Handelsflotte den Sieg über alle die übrigen davon getragen, so vor allen Dingen über das stolze England, welches Jahrhunderte lang zur See dominirt hat, in den letzten zwei Jahrzehnten dem englischen so viel Boden abgewonnen, daß das letztere sich ernstlich gefährdet sieht. Amerika und Asien bestellen ihre Schiffe jetzt auf deutschen Werften und die deutsche Flagge zeigt sich an den fernsten Gestaden. Also rüstig weiter, deutsche Schiffsbaukunst; bald wirst Du alle Marinen der Welt überflügelt haben.

Die menschliche Verjüngung.

Seit alter Zeit beschäftigen sich sowohl Charlatane wie ernste Gelehrte mit der Lösung dreier schwieriger Probleme und zwar mit der Erfindung eines perpetuum mobile, d. h. einer Maschine, welche durch eigene Kraft sich selbst treibt, mit der Lösung der Flugfrage und drittens mit der Auffindung eines Mittels, das den alternden Menschen wieder neue Kräfte, also ewige Jugend giebt. — Dieses letztere Problem ist auch mit Auffindung des Steins der Weisen bezeichnet. —

Wenn wir aber einen Blick auf diese drei Probleme werfen und die Menschheit würden abstimmen lassen, welcher Lösung von den dreien sie wohl am sehnlichsten entgegensähe, — so glauben wir wohl nicht fehlzugreifen, wenn wir behaupten, daß die meisten Stimmen auf die Verjüngung des Menschen fallen; denn der mächtigste aller Triebe bei Mensch und Thier ist der Selbsterhaltungs-Trieb. — Ja, wenn wir einen 300jährigen Beduinen fragen würden, ob er vom Leben scheiden möchte, wir werden gewiß eine verneinende Antwort erhalten, denn das erdische Leben ist ein Geschenk, das uns nur einmal verliehen und das Theuerste ist, was wir besitzen, — selbst der größeste Lump, der, wenn er auf den Baum klettert, nichts auf der Erde sein eigen nennt, als seinen Schatten, besitzt ein köstliches Gut — sein Leben! — Und nichts macht glücklicher, als ein gesundes Leben. — Noch in diesem Jahre sagte Fürst Bismark bei Gelegenheit eines Empfanges: „Nicht die hohe Stellung macht glücklich, sondern Gesundheit!" — Was nützt auch aller Reichthum, wenn uns nur einer unserer Sinne fehlt, denn wenn wir nicht völlig gesund sind, befriedigt uns unser ganzer Reichthum nicht. — Vor einigen Jahren hob eine Zeitung hervor, daß die beiden reichsten Banquiers Deutschlands nicht glücklich seien, denn der Eine sei taub und der Andere blind. —

Dies erinnert uns an jenen kranken König, dem man Gesundung in Aussicht stellte, wenn er das Hemd eines Glücklichen tragen würde. — Darauf sandte er Boten aus, ihm Hemden von Glücklichen zu holen und siehe da, die Boten kehrten unverrichteter Sache wieder zurück, ohne Hemden. — Da ergrimmte der König, ließ seinen Minister des Innern rufen und herrschte ihn also an: „Du berichtest mir fortwährend, daß sich meine sämmtlichen Unterthanen unter meiner Regierung glücklich fühlten, und jetzt, da ich das Hemde eines Glücklichen fordere, findet sich nicht mal ein Einziges?! —"

Da machte sich der Minister mit einigen Boten selbst auf den Weg, um ein Hemd von einem Glücklichen zu suchen; doch wo er auch anfragte, — Keiner war mit seinem Loose zufrieden, und Keiner schätzte sich glücklich. So kam er Abends ermüdet durch einen Wald, in dem er fröhlichen Gesang hörte. Er ging näher und traf einen jodelnden Holzknecht, der sein Knäblein auf dem Arme trug, mit der andern Hand sein junges Weib umfaßt hatte und auf dem Heimweg begriffen war. „Du bist ja recht vergnügt?" redete der Minister den Holzknecht an, „Du bist wohl recht glücklich!" — „Ja!" entgegnete der Knecht, „ich bin sehr glücklich, denn mir fehlt's ja an nichts auf der Welt!" „So!" rief der Minister freudig aus, „da kannst Du mir einen großen Gefallen thun, gieb mir Dein Hemd!" — „Ja!" lachte der Knecht, „ein Hemde habe ich nicht!" — „O du merkwürdiges Geschick!" rief der Minister seufzend aus, „nun habe ich im ganzen Lande endlich einen Glücklichen gefunden und nun hat der nicht mal ein Hemde." —

Das Glück eines Menschen hängt ja mehr oder weniger von der Illusion, vom Geschmack, von der Einbildung ab; — worüber sich der Eine ärgern kann, das kann einen Andern glücklich machen, wenn wir daher auch nicht immer sehen, daß alle Gesunden glücklich sind, so können wir doch annehmen, daß es kein vollkommenes Glück ohne die Gesundheit giebt und daß vielmehr die erste Bedingung eines vollständigen Glückes — die Gesundheit ist. —

Nun pflegt die Gesundheit mit dem Alter zu schwinden. Die Haare werden grau, die Zähne fallen aus, Gesicht und Beinkleider werfen Falten, — die Augen werden schwach, der Körper wächst in sich hinein und Manche nähern sich auch geistig dem Kindesalter. —

Es ist daher wohl kein Wunder, daß man sich an die einst so glückliche Jugendzeit, an die Tage der Rosen erinnert und daran denkt, wie schön es wäre, wenn Medea's Kessel oder die Nürnberger Altweiber-Mühle uns wieder jung und kräftig machte. —

Aber wann beginnt denn nach der Wissenschaft unser eigentliches Alter? —

Merkwürdiger Weise hat es bis jetzt noch keine Wissenschaft unternommen, uns mit mathematischen Beweisen zu lehren, wie alt ein Mensch werden kann! — Unsere Gelehrten kümmern sich wohl um die fernsten Fernen und um die Nebelgebilde in Nebel-Weiten, aber um das Nächste, wie alt der Mensch selbst werden kann, darum hat sich noch keine menschliche Wissenschaft gekümmert. — Was sie aber darüber festgestellt hat, das ist völlig unzuverlässig, denn ihrer Meinung nach, soll kein Geschöpf älter werden, als sechsmal die Zeitdauer seines Wachsthums, also höchstens 6 mal 25, das sind 150 Jahre. — Dabei war der Engländer Parr 152, der Abt Baldeck 185, der Ungar Raven 187, Maccraine 190, Thomas Karn 207 und Nunis de Cugna gar 370 Jahre alt und 300jährige Beduinen sind nach Berichten unserer Afrikaforscher durchaus keine Seltenheit. — Welch ein Abstand findet hinsichtlich dieser Altershöhen von unsern modernen Durchschnitts-Alter von 50 bis 60 Jahren statt? —

Auch manchen Thieren hat die Natur ein 2- bis 3-hundertjähriges Alter verliehen, so dem Adler, Hirsch, Karpfen, Hecht, Raben 2c.

Was kann die Natur damit bezwecken, daß sie den spitzbübischen Raben 300 Jahre leben läßt, und einen Raphael, Robert Meyer, Schiller 2c. im Mannesalter abruft, als sie auf der Höhe ihres Schaffens standen?

Es will uns scheinen als ob die Natur sich eine so unlogische Handlungsweise nicht zu Schulden kommen läßt, wahrscheinlicher erscheint es uns, die Natur hat der höchsten Intelligenz ihrer Schöpfung, dem Menschen, ein höheres Alter als dem Raben zugedacht, aber wir werden es selbst verschulden, daß wir es nicht Alle erreichen.

Seneca klagt schon: „Non accepimus vitam brevem, sed fecimus." (Wir empfingen das Leben nicht kurz, sondern wir machen es kurz.)

Lange will ein Jeder leben, — alt werden wollen Alle, — alt scheinen Niemand; — und es kommt thatsächlich auch nicht auf das Alter, sondern auf die Kraft an, die man noch in sich fühlt. Im Volksmunde heißt es denn auch: ein Mann ist stets so alt, als er sich fühlt und eine Frau so alt, als sie in den Augen ihres Liebhabers erscheint. —

Da es aber auf Lebenskraft, physischen Fonds, ankommt, so ist die Frage die: ist es möglich, diese heruntergegangene Lebenskraft unter Umständen zu ersetzen? —

Diese Frage nun aufs Neue in den Vordergrund zu drängen, zu bejahen und dies zu beweisen, das ist das Verdienst des bereits mehrfach erwähnten Werkes: „Die Uebertragung der Nervenkraft" (Verlag von C. Buttenstedt in Rüdersdorf bei Berlin, 2,50 Mark), das denn auch in gewissen Fachkreisen berechtigtes Aufsehen erregt, ja, es finden sich Stimmen, welche diese höchst interessante Schrift für eine der besten des Jahrhunderts erklären.

Der Bauerngraf.

Humoristischer Roman von Ernst Remin.

(Fortsetzung.)

Als der alte Graf von den Erfolgen seines Sohnes im Sporttheil seiner Zeitung las, meinte er geringschätzig:

Darauf brauche er nicht stolz zu sein, reiten und athmen hat er ja von jung auf betrieben. Wer weiß, was er im Uebrigen treibt!"

Allein, als die Saison zu Ende war, hatte der alte Herr doch eine mächtige Ueberraschung. Er erhielt eines Tages folgenden Brief:

Lieber Vater!

Diesen Herbst habe ich mir redliche Mühe gegeben, Dir den Wunsch zu erfüllen, welchen Du mir damals bei meinem Weggang von Onkel Klieffoth aussprachst und mir den Hals zu brechen. Aber statt des erhofften Resultates habe ich ein Anderes erzielt, welches Du im beifolgenden Packet finden wirst. Bitte Dich nun herzlich, lege es nach Gutdünken sicher an und überweise Philippine die Zinsen. Sie hat nichts und kann doch nicht ewig bei Euch bleiben; da sind dies wenigstens eine fünfhundert Thaler jährlich als feste Zubuße, womit ein einzelnes Fräulein schon etwas anfangen kann. Findet sich eine Parthie für sie, so kann das Kapital ihre Aussteuer sein. Vielleicht legst Du selbst noch etwas hinzu oder ich gewinne nächste Saison noch ein einiges mehr, wenn mir das Glück wieder hold ist. Daß es von mir ist, würde ich bitten, sie lieber nicht merken zu lassen, sonst fällt die ganze Sache ins Wasser.

Es grüßt Euch von Herzen u. s. w.

Der alte Herr öffnete das Packet und fand fünfunddreißigtausend Mark in Scheinen.

„Das hat der Bengel erritten und erwettet!" brummte er, „ehrlich erwettet — auch so eine neumodische Erwerbsart. Schämen sollte er sich, mir damit zu kommen!"

Allein wie es sprüchwörtlich hieß „Hennigkendorf reitet", so hieß es auch „Hennigkendorf spart". Der Graf war aus einer Ascendenz, von der Niemand geknausert, aber auch nie Jemand einen Groschen zu viel gegeben, nach altbrandenburgischer Art, so daß man immer an den vollen Kasten gehen konnte, wenn's nothwendig war.

So sagte sich Herr Emmerich: „Soll ich dieses hübsche Sümmchen, was doch nun einmal da ist, dem Jungen zurückschicken, so daß es den Weg aller Liköre geht? Nein, ich werde es zunächst unter meine Obhut nehmen. Geben kann ich's ihr nicht einmal — sie würde es für eine Abfindungssumme halten und wieder einmal das Haus verlassen wollen!"

Aber er schrieb wenigstens seinem Sohne eine Zeile der Bestätigung und des Dankes zurück und fügte dieser hinzu:

Uebrigens ist in meinen Augen ein Hennigkendorf, der sich zu Pferde den Hals bricht, keinen Schuß Pulver werth!"

Was bei ihm für den Entarteten sprach, war merkwürdiger Weise der Umstand, daß Dietz, obwohl es ihm augenscheinlich an Mitteln nicht fehlte, das ihm ausgesetzte Jahresgehalt regelmäßig einzog. Graf Emmerich hätte es für unverantwortlichen Leichtsinn gehalten und sehr übel genommen, hätte Dietz ihm das Geld großmüthig geschenkt.

„Es scheint doch langsam Ordnung in ihn zu kommen! dachte er nun. „Schon beginnt er regelmäßige Einnahmen zu achten!"

Jetzt rückte langsam Weihnachten heran und das war eine gefährliche Klippe. Großmama Dorchen's latenter Widerstand, gegen Dietz' Verbannung würde

an diesem Punkte, das wußte der Graf genau, in offene Rebellion ausbrechen. Und auch ihm würde das Fest vergällt sein, wenn dann die Kinder zwar lustig tollten, seine Hausehre aber wie eine feuchte Wolke Verstimmung durch das ganze Haus trüge. Es wäre das erste Fest, das sie ohne ihren Jungen würde feiern müssen!

Da kam im Spätnovember ein zweites Schreiben seines Sohnes an, welches im wesentlichen besagte:

„— — — da es um unsere Colonien in Südwestafrika schlecht steht und dort Gelegenheit für einen entschlossenen Mann ist einzusehen, Gelegenheit auch „vorm Feinde zu fallen“, so habe ich beschlossen, dahin zu gehen, und dort auf eigene Faust etwas Wißmann zu spielen, nachdem ich mich mit den Verhältnissen vertraut gemacht haben werde. Geldmittel werden mir wohl von privater Seite zur Verfügung gestellt werden, und Zulus kann man am Cap anwerben, wenn man da unten erst warm geworden ist. Es ist immerhin ein Unternehmen für die nationale Ehre, und da wirst Du vielleicht auch in Deine Tasche greifen . . . . Vorher allerdings glaube ich ein gutes Recht zu haben, meine Mutter sehen zu dürfen, um von ihr Abschied zu nehmen, und meinen Vater und mein Elternhaus auch. Ich werde deswegen, da ich Januar übersetzen will, Weihnachten nach Haus kommen und hoffe, daß Du nichts dagegen haben wirst, lieber Papa . . . .“

Der Großpapa beschloß auf diesen kecken Brief gar nicht zu antworten.

Aber er ging mit demselben zu seinem guten Dorchen, las ihn vor und fügte hinzu: „Schreibe ihm, was und wie Du willst. Das Muttersöhnchen würde ja umkommen, aber mir bleibt vom Halse — ich will den Bengel nicht sehen!“

Das Mutterherz lachte still in sich hinein, es kannte diese Art der Zustimmung.

Allein Graf Emmerich war nicht der Mann, sich vergewaltigen zu lassen, ohne einen schönen Gegenstreich zu thun. Das Vaterherz lachte auch still in sich hinein, und Schloß Klein-Hennigkendorf, welches sich lange würdiger Zurückhaltung beflissen, öffnete mit einem Male weit seine gastlichen Thore.

Die Jagd belebt schnell eingeschlafenen Verkehr, zumal das schöne Revier des Grafen — fast achttausend Morgen nebst Bruch- und Wasserjagd — so manches Jahr gepflegt und wenig beschossen, längst alle Nachbaren lüstern gemacht hatte.

An wohlkomponirten Jagddiners ließ es der alte Herr, seines Zweckes eingedenk, nicht fehlen — er selbst wurde bei dem Treiben wieder flott wie ein Jüngling.

Die Hausfrau freilich machte große Augen — allein „Opfer um Opfer“, sie sollte ihren Dietz wieder haben, (wenn auch nur als Gast mit Nachtquartier auf dem nächsten Vorwerk) mochte er also seine Jagdgäste haben!

Ein mächtiger Reiz des alten Hauses war die junge Schönheit, Philippine, interessant als Heldin eines Romans, und die man als halbverlassene Braut nicht so gänzlich hors concours erklärte, so wenig ermuthigend sie selbst sich zeigte.

Und so kam es, daß Dietz, als er auf Vorwerk Brusenthal sich einquartirt und herüberkam „zufällig“ in eine lustige Gesellschaft hineinschneite — „zufällig“ hatte sein hinterlistiger Papa eine ganze Schwadron, junge Herrenwelt aus der Nachbarschaft und der Garnison in der Stadt, die auch gern mal jagt, zusammengebeten — weniger zufällig war Philippine seine schöne Facetten in Dietz' Gegenwart — für die Andren sprühen ließ, gehorchte er dem urewigen Naturgesetz, nach welchem auch die allerreinsten „Diamanten“ eben „Diamanten“ bleiben! Und solche Diamanten wissen immer genau, daß der lieblich rothe Strahl der Huld, den sie dem Einen zuwenden, gleichzeitig dem Auge des Andern meistens die garstige gelbe Farbe der Eifersucht vibriren macht . . .

Die Kinder hängten sich stürmisch an ihn, das Mutterherz schlug an dem seinen so zärtlich, wie je, der Papa begrüßte ihn mit würdigem Handschlag, heftete aber ein Paar nichtswürdig scharfe Augen auf die seinen, Philippine — ja, an die kam er gar nicht heran — sie stand im Nebenzimmer in einem Schwarm Herren, welche von Dietz, berechtigten Ansprüchen an seine verlobte Braut absolut keine Ahnung zu haben schienen. Und da der Nachwuchs an „Jungen Herren“ in Brandenburg meist recht stattlich ausfällt, so sah Philippine gar nicht einmal ihren betretenen Bräutigam.

Also stand er, wie einst Odysseus an seines Palastes Schwelle, blickte in die Schaar derer, die seine kluge Penelopeia umwarben und sich dazu alsbald an des Hauses Braten und Wein sättigen sollten, wie einst die allzeit hungrigen und fidelen Junker des geographisch noch immer umstrittenen Ithaka auch gethan — und siehe, diese kluge Penelopeia schien so wenig von ihm wissen zu wollen, wie jene andere einst von dem etwas zu spät nach Haus gekommenen Odysseus.

Ach, schlechter noch war es um Dietz Hennigkendorf bestellt, als um jene seefahrende Majestät des Königs von Ithaka, welchen die europäischen Großmächte und die Neuzeit vermuthlich auf einen Baron von Ithaka reduciren würden — denn jener konnte sich nun wenigstens durch das getheilte Geheimniß des Ehebettpfostens legitimiren, den er aus dem Oelbaume gemacht und der demgemäß in den Boden



festgewachsen war; hätte aber Junker Dietz zu Phillie von ihren getheilten Geheimnissen begonnen, um sich als den rechten Bräutigam auszuweisen, so dürfte vermuthlich der Diamant für ihn noch etwas härtere Kanten gehabt haben, als so schon.

Papa Hennigkendorf sah ihn Contenance verlieren und schwelgte in Schadenfreude.

Dann begrüßte Phillie den Heimgekehrten, mit dem Anstand, „den sie hatte“, um kein Lächeln zu herzlich, um kein Wimpernzucken zu kühl, grad wie es sich ziemte.

Alle Welt schwärmt für „Korrektheit“ — doch wer „korrekt“ behandelt wird, zürnt und nimmt es für „Korrektur“!

Nun ging's zu Tisch, und selbstverständlich hatte Dietz den Platz neben Phillie.

Da saß er nun und fühlte sich grad so wohl, wie der heilige Sebastian, als er gespickt wurde — denn alle diese mauritanischen Bogenschützen schossen auf sie mit Stecknadeln . . . . .

(Fortsetzung folgt.)

Plauderecke.

Vilma Parlaghy. Zu den markantesten Erscheinungen der Berliner Künstlerwelt gehört Vilma Parlaghy, jene von der Gunst des Kaisers ausgezeichnete, vielbewunderte und vielangefeindete Portraitmalerin, der im verflossenen Jahre, auf besonderen Wunsch des Monarchen, die große goldene Medaille der Kunstausstellung zuerkannt wurde. In jüngster Zeit hatte Frau Parlaghy eine Gesammt-Ausstellung ihrer Werke in Berlin veranstaltet und bot so einen geschlossenen Ueberblick über ihr Können. Unter den zahlreichen Arbeiten ihres Pinsels befand sich gar viel Minderwerthiges und Durchschnittwaare, dann aber wieder hochbedeutsame Leistungen, die den Ruf der Künstlerin vollauf rechtfertigen und ihr eine erste Stellung unter den modernen Portraitmalern einräumen.

In dieser letzteren Kategorie steht in allererster Linie das Windthorst-Portrait, welches zuerst die allgemeine Aufmerksamkeit auf die junge Künstlerin richtete.

Das bis in die kleinsten Linien wohlgetroffene Portrait des verstorbenen kleinen, großen Centrumsführers hat hier eine außerordentlich scharfe Charakteristik erfahren. Da ist der feine, sarkastische und doch liebenswürdige Zug um den etwas schief gezogenen Mund. Wie viele treffende, spitze Pfeile lauern wie Schlänglein in den scharf gezeichneten Mundwinkeln. Das klare Auge ist, obgleich seitwärts blickend und gedeckt durch mattblaue Gläser, doch scharf im Ausdruck. Wie meisterhaft ist das Herausschauen aus der Brille wiedergegeben! Wie lebendig die kleinen, wohlgepflegten Hände, die im eigenthümlichen Gegensatz zu dem großen, ausdrucksvollen Kopf, zu der breiten, untersetzten Figur stehen.

Vilma Parlaghy, am 15. April 1865 zu Hajdu-Dorog in Ungarn geboren, also noch verhältnißmäßig jung zu nennen, hat sich schon als ganz kleines Kind mit der Bleifeder auf Papier als Zeichnerin versucht. In ihrem 15. Jahre siedelten die Eltern von Pest nach München über, wo Vilma sich mit einem wahren Feuereifer auf das Studium der klassischen Maler stürzte. Als sie vor acht Jahren München verließ, um nun ihren Weg selbstständig als Malerin fortzusetzen, besaß sie schon eine goldene Verdienstmedaille.

Der greise Kossuth, den sie im Jahre 1886 in Turin portraitirt hatte, schrieb ihr begeistert folgendes in ihr Album: „Eine alte Sage erzählt von einem Stiefel, welcher mit jedem Schritt sieben Meilen zurückgelegt hat. Irgend dergleichen haben Sie im Besitz. Sie, so jung auf dem Gebiet der Kunst, haben schon einen langen Weg zurückgelegt, haben im Lenze Ihres Lebens ein schimmerndes Blatt aus dem goldenen Buche der Kunst sich gesichert. Aber der Weg zur Vervollkommenheit ist unendlich, also vorwärts mit den Siebenmeilenstiefeln, immer vorwärts — Excelsior!“

Seit 1887 lebt die Künstlerin, verehelichte Frau Dr. Krüger, in Berlin.

Eine kleine Sammlung von Proben unfreiwilligen Humors, hat ein Lehrer aus den Aufsatzheften seiner Schüler gesammelt: „Unter den Hühnereiern einer Bruthenne hatte eine Bäuerin auch ein Entenei gelegt.“ — „Ich könnte noch vieles Schöne vom Herbst sagen, aber der Winter ist schon da.“ — „Man that den Löwen in einen Käfig; dieser wüthend, zerbrach die Stäbe.“ — „Ein Kirschkern scheint nur ein werthloses Ding und doch läßt sich ein großer Aufsatz daraus machen.“ — „Millionen Menschen nähren sich von Kleidung.“ — „Wenn Jemand von einer Kreuzotter gebissen wird, sauge man dieselbe aus.“ — „Die Frösche pflanzen sich durch ihre Leichen (Laich) fort.“ — „Der Hahn nährt sich von Brot, Erdäpfeln, Würmern und anderer menschlicher Nahrung.“ — „Die giftfreien Schlangen werden durch Umarmung gefährlich.“

Ein Toiletten-Gegenstand, der die Befriedigung der Damenwelt hervorrufen wird, hat den gesetzlichen Schutz erlangt. Es ist dies eine Vorrichtung, um das lange schwere Damenhaar, wenn es beim Baden oder Kopfwaschen naß geworden ist, in kürzester Zeit vollkommen zu trocknen. Der Apparat besteht, wie uns das Patent- und technische Bureau von Richard Lüders in Görlitz mittheilt, aus einem blanken mit Griff zum Anfassen versehenen Metallcylinder, der an seiner oberen Seite mit Ansätzen versehen ist, die ähnlich wie die Zähne eines Kammes zum Durchstreichen der Haare benutzt werden. Der Cylinder wird mit kochendem Wasser gefüllt, dessen ausstrahlende Wärme groß genug ist, um das nässeste und dichteste Haar ohne großen Zeitaufwand mühelos und vollkommen zu trocknen. Der Apparat stammt aus Frankreich und soll sich dort bereits einer großen Beliebtheit und Benutzung erfreuen.

Das Gewicht eines gesunden Menschen. Wie viel der Mensch wiegen soll, wenn er gesund ist, das hat der Berliner hygieinische Verein in eine leicht verständliche Formel gebracht: „Bei einer Körperlänge von 150 Centimeter beträgt das Normalgewicht 50 Kilogramm oder 1 Centner; es wächst dann mit jedem Centimeter Körperlänge um ein Kilogramm. Danach wiegt der „Normalmensch“ so viele Kilogramm, als er Centimeter über einen Meter lang ist. Es kann sich jeder also bequem ausrechnen, wieviel er wiegen soll. Fühlt sich der Mensch gesund, ist er lebensfroh, und lebt er vernünftig, dann thut's ihm auch nichts, wenn er etwas mehr oder weniger wiegt, als der „Normalmensch.“

Aus Welt und Leben.



Baronin Bertha von Suttner.

Die Bestrebungen der Frau Baronin Bertha von Suttner sind hinlänglich bekannt. Sie hat sich zur Aufgabe gemacht, den Militäretat in aller Herren Ländern aus der Welt zu schaffen. Die Kanonen, die Gewehre, die Säbel und sonstige Mordwaffen, Pulver, Blei und Festungen, zukünftige Moltke's, Roon's und oberste Kriegsherrn — mit all diesem todten und lebendigen Apparat will die Frau Baronin tabula rasa machen. Mit einem Wort: sie will den Männer-mordenden, den Saaten-, Familien- und Glück-vernichtenden Krieg aus der Welt schaffen. Wahrlich, das ist ein edles Wollen. Allerdings dürfte es Frau von Suttner's Monopol nicht sein, dies Wollen zu bekunden. Jeder, jeder, der nicht gerade ein schneidiger Militärsmann, ein Armeelieferant oder gut besoldeter Spion ist, dürfte nur mit einem wahren Horror an den Ausbruch eines neuen Krieges denken. Erschauern wir doch schon bei den Berichten von Plänkeleien und Vorpostengefechten in unseren Kolonien, wohin ja nur ein sich selbst zu irgend einem Tode verurtheilendes, freiwilliges Kanonenfutter begiebt. Und haben wir nicht schon bei den letzten Straßenkrawallen in Berlin eine wahre Höllenangst bekommen, wo doch nur ein flacher Prügelsäbel in Aktion trat? Nun aber erst so ein gar nicht „frischer, fröhlicher Krieg“ zwischen den Musikanten des großen europäischen Concert-Septetts, die ihre Geigen, Bratschen und Friedensposaunen mit automatischer Dressur bearbeiten, bis sich einmal der große Peitschenmeister umdreht und jeder sein Instrument dem andern an den Kopf wirft. Dahin kommt's, auch wenn Frau Baronin von Suttner hundertmal ruft: Die Waffen nieder! Sie werden durch die Lüfte blitzen und der Herrgott wird den Kriegsmantel noch einmal gewaltig herniedersenken. Wann die Kriegsfurie sich noch einmal entfesseln wird, wer kann's ermessen? Es kann schon übermorgen sein, vielleicht aber erst im nächsten Jahrhundert. Dann aber — wenn man mit der in Blut getauchten Eisenspitze eine ganz neue Landkarte von Europa wird gezeichnet haben, dann hochverehrte Frau Baronin, mag eine große Friedensära anbrechen, vielleicht ein Jahrhunderte langer Völkerfriede, dann erst wird ein Jeder einsehen gelernt haben, daß es der Menschen unwürdig ist, sich um bloßen Terrainbesitz, lächerlichen Haders, verächtlicher Mißgunst halber sich gegenseitig hinzuschlachten, wie vernunftloses Vieh. Muth, Tapferkeit sind nur beschönigende Worte für die kriegerische, erlaubte Mordlust. Es ist in der That eine Schmach, daß die Weltgeschichte von Uranbeginn Krieg und wieder Krieg verzeichnen muß und zumeist Krieg von kannibalischstem Charakter. In diesem Sinne kann und muß man Frau von Suttner innigstes Verstäniß entgegenbringen, man muß es ihr nachfühlen, wie sie sich so hochbegeistern kann für die große Friedens-Idee.

Kleine Jungen — große Männer. Ein Knabe fiel in Stockholm aus dem Fenster und verletzte sich schwer, dennoch richtete er sich auf, verbiß seinen Schmerz, ohne einen Laut, ohne einen Schrei von sich zu geben, und ging nach Hause. Der König, Gustav Adolph, der zufällig den Fall gesehen hatte, sagte laut: „Der Junge wird einmal ein ganzer Mann werden“. Und er hatte recht, denn aus dem Jungen wurde der nachmals berühmte General Bauer. — Ein deutscher Knabe las eines Tages eine jener blutigen Mordsgeschichten, wie man sie leider so oft unseren Kindern in die Hände giebt. Er aber warf das Buch unwillig fort: „Nein“, sagte er, „das will ich nie wieder thun. Das regt mich auf und nimmt mir die Fertigkeit, zu lernen. Wer aber nicht lernt wird nie und nimmermehr ein rechter Mann“. Wer der Knabe war? Fichte, der seinen Namen als Philosoph unsterblich machte. — Ein kleiner Knabe bedeckte alle Wände des Hauses seines Vaters mit Zeichnungen, die er dann, so gut es ging, bemalte. Anfangs schmälten die Eltern und straften den kleinen Burschen, später aber sahen sie wohl, daß die Zeichnungen, die das Bürschchen machte, immer hübscher und hübscher wurden, ja, daß das Häuschen dadurch ein besonders freundliches und originelles Aussehen gewann. Sie ließen ihn daher fortab gewähren. Bald erfüllte der Ruf des Hauses das Thal, bald der Ruf des zum Manne herangereiften Knaben die Welt, und noch heute zählt man Tizian zu den größten unter den Meistern.

Gemeinnütziges.

Die Kaiser Wilhelms-Spende, Allgemeine Deutsche Stiftung für Alters-Renten- und Kapital-Versicherung in Berlin W., Mauerstraße 85, sollte von Jedermann benutzt werden, der sich einen sorgenfreien Lebensabend sichern will. Sie ist ins Leben gerufen mit einem Grundkapital von 1740000 Mark als freiwillige Spende zum Andenken an die Errettung **Kaiser Wilhelms I.** aus wiederholter Lebensgefahr und steht unter dem Protektorat **Sr. Majestät Kaiser Wilhelms II.**

Die Anstalt soll besonders den weniger bemittelten Klassen dienen und versichert deshalb **Jahresrenten** bis zum **Höchstbetrage** von **1000 Mark** oder das entsprechende Kapital. Je 5 Mark bilden eine Einlage. Man kann sich selbst oder eine andere Person versichern.

Besondere Vorzüge der **Kaiser Wilhelms-Spende** sind: Die Versicherten haben zu den **Verwaltungskosten in keiner Weise beizutragen,** die gesammten Verwaltungskosten werden nämlich aus den Zinsen des nunmehr auf fast 2 Millionen Mark angewachsenen Grundkapitals (Garantiefonds) bestritten.

Aller Gewinn aus dem Versicherungsgeschäft fällt ganz unverkürzt den Mitgliedern zu.

Die Versicherten (Mitglieder) haben die **Wahl**, ob sie für ihre Einlagen lebenslängliche **Rente** oder **Kapital** beziehen wollen und kann dieselbe noch ein Jahr vor Bezug der Rente oder des Kapitals getroffen werden.

Bei Veränderung der Lebenslage eines Mitgliedes ist die Zurückziehung seiner Einlagen, sofern sie mindestens 5 Jahre bestehen, durch **Kündigung** ohne Weiteres **zuläßig.** Die Einlagen werden dann unverkürzt mit **2pCt. Zinseszins** zurückgezahlt. In dringenden Fällen können auch alle Einlagen, die noch nicht 5 Jahre, wohl aber mindestens 6 Monate bestehen, gleichfalls gekündigt werden.

Einlagen können beliebig und zu **jeder Zeit** geschehen; eine Verpflichtung zu **weiteren** oder **regelmäßigen** Einlagen besteht **nicht**, da jede Einlage von 5 Mark als besondere Versicherung berechnet wird. Wer in einem Jahre nichts erübrigt, zahlt nichts, wer viel erübrigt, zahlt zweckmäßig eine größere Summe ein.

Mitgliedern, welche wegen eingetretener Erwerbsunfähigkeit vorzeitig (vor dem 55. Lebensjahre) Rente oder Kapital gezahlt erhalten, kann die Direktion aus den Ueberschüssen einmalige oder laufende Unterstützung neben den statutenmäßigen Rechten gewähren.

Endlich sei noch hervorgehoben, daß die Leistungen der Anstalt noch durch die Dividenden erhöht werden, deren Gewährung aus den Ueberschüssen der Aufsichtsrath beschließt. Bisher sind 3 Mal (1884, 1891 und 1895) Dividenden vertheilt.

Nähere Auskunft 2c. ertheilt die **Direktion der Kaiser Wilhelms-Spende, Berlin W., Mauerstr. 85.**

Für die Landwirthschaft dürfte die von der Charter Gas Engine Comp. in Stirling N. A. gebauten Benzin-Lokomobilen von großem Nutzen sein. Diese, wie gesagt, in erster Linie für landwirthschaftliche Zwecke bestimmten Maschinen, können aber ebensogut als Motoren zur Beförderung von Personen und Gütern benutzt werden. Das Heiz- bzw. Betriebsmaterial [Benzin] ist aller Orten leicht zu bekommen. Der Betrieb selbst ist ein sehr einfacher und sicherer, und functionirt der Mechanismus mühelos und momentan.

Mitgetheilt aus dem Patent-, technischen und Verwerthung-Bureau Betche, Berlin S., Neue Roßstraße 1. (Dieses Bureau ertheilt den Lesern unseres Blattes kostenlosen Rath in allen Patent-, Gebrauchsmuster-, Marken- und Musterschutz-Angelegenheiten.)

Heiteres.

Vexirbild.



Wo ist Sahraleben mit'm Rebekkche?

Ein Spielverderber. Mama: „Fritzchen, warum weinst Du?“ — Kleiner Karl: „Mama, Fritz verdirbt das ganze Spiel. Er will zwar immer Lokomotive sein, aber keine Steinkohle essen.“

Junger Arzt. „Heute habe ich meinen ersten Patienten bekommen!“ — Bekannter (Notar): „Gratulire bestens! Nicht wahr, wenn er sein Testament machen will, da empfehlen Sie mich!“

Stoßseufzer. Frau (zu ihrem Gatten, der um 2 Uhr Morgens heimkehrt): „So, bist Du wieder da, Taugenichts! Es ist nun das dritte Mal in dieser Woche, daß Du um 2 Uhr nach Hause kommst!“ — Mann: „Ach, jetzt treibt sie auch noch — Statistik!“

Schöner Beruf. Student: „Weißt Du, Papa, den Vorwurf kann ich Dir nicht ersparen, daß Du mich einem ganz verfehlten Berufe zugeführt hast!“ — Vater: „So — was hättest Du dann werden sollen?“ — Student: „Feuerwehrmann! Ich pump' so leicht!“

Großmüthig. Fremder (zu einem Kutscher, der ihn umgeworfen): „Und dafür soll ich Ihnen auch noch ein Trinkgeld geben?“ — Kutscher: „Nee, Männeken, det hab' ick umsonst gedahn!“

Nur den Feinden gegönnt. „Liebe Frau, ich habe heute Herrn Meier zum Mittagessen eingeladen!“ — „Ach, da werde ich selbst kochen!“ — Aber Kind, er hat uns ja nichts gethan!“

Der andere Mensch. Ein Herr, der die schlimme Gewohnheit hatte, nicht nur einen, sondern sogar zwei Schnäpse auf einmal zu bestellen, befragt, warum er solches thäte, meinte: „Ja, das hat seine ganz eigenthümliche Bewandtniß: Sehen Sie, meine Herren, wenn ich einen Schnaps trinke, so werde ich ein ganz anderer Mensch, und meine Herren, ich sehe nicht ein, warum der andere Mensch nicht auch einen Schnaps haben soll, was ich zu beachten bitte.“

Wohlüberlegt. Onkel: „Weißt Du, Karl, ich finde es garnicht hübsch von Dir, daß Du immer hinter dem Rücken Deines Freundes schlecht von ihm sprichst.“ — Karl: „Ja, Onkel, wenn ich es ihm in's Gesicht sage, dann haut er mich.“

Beim Staats-Examen. Professor: „Denken Sie sich, Sie wären Finanzminister und hätten am Ende des Jahres zehn Millionen Ueberschuß. Was würden Sie thun?“ — Student (verlegen): „Ich — ich würde — mit seiner Excellenz dem Herrn Kriegsminister sprechen.“

Spielecke.

Räthselhafte Inschrift.



Räthsel.

Meist bleib' ich im Bette, doch
doch hab' ich kein Zimmer,
Ich stehe nur selten, ich laufe
fast immer,
Ich lauf' ohne Füße, ich greif'
ohne Hand
Die Beute, die ich unterweges
wohl fand.
Mit Armen bewehrt bin ich wirklich gefährlich,
Wenn zu viel ich trinke. Ist Dir
das erklärlich?

Auflösungen aus voriger Nummer.

Der räthselhaften Inschrift:

Bin ich nicht der ganze Vater, wenn er in Sammt geht?

Der Unterhaltungs-Aufgabe:

Der Großvater war im Jahre 1808 gerade 22 Jahr alt. Die Summe der Ziffern seines Geburtsjahres 1786 beträgt 22 Jahr.

Verantwortlicher Redacteur: Victor Laverrenz, Berlin-Schöneberg. — Verlag von Max Pasch, Berlin SW. — Druck von Wilhelm Greve, Berlin SW.